



Sie ist heute wieder en vogue: eine christliche Glaubenshaltung, die sich mit eindeutigen Aussagen über Gott zurückhält; die es auf gibt,

Gott verstehen zu wollen; die sich darauf konzentriert zu sagen, wer oder was Gott nicht ist. Die Tradition nennt diese Glaubenshaltung »Negative Theologie«. Das Für und Wider einer solchen Theologie prägt heute wieder die wissenschaftliche Debatte, weil Gott »in die Krise« gekommen ist: Viele Menschen erfahren ihn in ihrem Leben nicht. Und lässt sich in dieser Welt nicht auch gut ohne Gott leben? Außerdem ist zu fragen: Selbst wenn ein gelebter Glaube existiert – kann er nicht gut auf positive Bestimmungen Gottes verzichten?

Aber dann wieder gibt es diese bohrende Unsicherheit: Kann man aus der Negation heraus wirklich glauben, hoffen und lieben? – Ein theologisches Pro und Contra in unserer Reihe »Baustelle Christentum« versucht eine Klärung.

Ferne Nähe

Plädoyer für eine »theologia negativa«

Von Hans-Joachim Höhn

Die Rede von Gott droht seit geraumer Zeit zu einem Text ohne Kontext zu werden. Weggefallen sind jene Anknüpfungspunkte, die es früher ermöglicht haben, Gott zur Sprache zu bringen. Man kann über die Entstehung der Welt, über die Bedingungen der Erkenntnis und über die Gründe der Moral reflektieren, ohne dass sich dabei der Gedanke an Gott nahelegt. Es gibt offenkundig keinen gemeinsamen Erfahrungsraum mehr, innerhalb dessen zwischen gläubigen und ungläubigen Zeitgenossen gedolmetscht werden könnte.

Wo sich keine Übersetzungsmöglichkeit für die christliche Gottesrede mehr zeigt, muss sie zu einer Fremdsprache werden. Wenn sie niemandem mehr etwas sagen kann, zählt sie am Ende zu den »toten« Sprachen. Es muss darum auch nicht verwundern, dass vielen Menschen Gott abhandenkommt. Nicht nur in ihrer Sprache, sondern auch in ihrem Leben. Sie erleben an sich das Schwinden religiöser Gewissheiten, den Verlust einer einstmaligen Gottesnähe. Für eine Weile praktizieren sie ihren Glauben im Kontrast zu einer Gott-los gewordenen Welt. Wie lange aber kann man einen Glauben aufrechterhalten, wenn sich nicht mehr begründen lässt, warum er den Vorzug verdient gegenüber der Maxime säkularer Zeitgenossen, die leben, »als ob es Gott nicht gäbe«?

Der faktische Lauf der Welt bestätigt die moderne Annahme von Gottes Nicht-Notwendigkeit zur Erklärung innerweltlicher Abläufe und Sachverhalte. Man kann mit ihm in der Welt nichts mehr anfangen, weil man alles auch ohne ihn in Gang setzen kann. Die Welt ist erklärbar ohne Gott, und der Mensch kann menschlich sein ohne Gott. Gott lässt sich negieren, weil man nicht sieht, was einen Gott, der als moralische, naturwissenschaftliche, politische Arbeitshypothese abdanken musste, von einem Gott unterscheidet, den es gar nicht gibt. Was, wie und wer Gott sei, wird für eine derart Gott-los gewordene Zeit offenkundig zu einer müßigen Frage.

Hier setzt nun eine »negative« Theologie ein. Sie geht von den modernen Verneinungen der innerweltlichen Notwendigkeit Gottes aus. Sie unternimmt den Versuch,

Gott mit einer Welt zusammen zu denken, die für sich beansprucht, »ohne Gott« verstehbar und gestaltbar zu sein.

Negative Theologie sagt ein doppeltes Nein. Sie sagt zum einen Nein zu einer theologischen Tradition, die überfrachtet ist mit dem Anspruch, über Gott so sehr Bescheid zu wissen, dass sie unablässig in Behauptungssätzen von Gott redet. Zum anderen sagt sie Nein zu einer Position, für die ein Gottesverhältnis nur sinnvoll ist, wenn es lebenspraktischen Zwecken dient. Dagegen setzt die Negative Theologie die Einsicht, dass Nützlichkeit nicht der erste oder alleinige Maßstab für Beziehungen sein kann. Erst jenseits von Mittel/Zweck-Kalkulationen kommt dasjenige in den Blick, das es wert ist, um seiner selbst willen zu ihm in ein Verhältnis zu treten. Und erst in einem solchen Verhältnis kann dem Menschen aufgehen, dass er selbst nicht aufgehen muss in einer von funktionalen Notwendigkeiten beherrschten Welt.

Wer sich auf diesen Weg der Bestreitung und »Verneinung« macht, muss sich in einem ersten Schritt darauf gefasst machen, dass Gotteserfahrung eine »Enteignung« voraussetzt. Sie verlangt, all das loszuwerden, woran bisher der Glaube hing. Negative Theologie setzt also genau dort an, wo die Erfahrung der Leere, des Fehlens und Vermissens jede Behauptung der Gegenwart Gottes dementiert. Sie macht klar: Nur mit leeren Händen können Menschen nach jener Wirklichkeit greifen, von der sie hoffen, dass sie ihrerseits von ihr ergriffen werden.

In vielen Zeugnissen der Mystik wird davon berichtet, wie ein Mensch (von Gott) »ergriffen« wird, nachdem er alles aus der Hand gegeben hat. Derart von Gott erfasst zu werden führt zur Erkenntnis dessen, was »nicht zu fassen« ist und auch jedes sprachliche Fassungsvermögen übersteigt. Dem Moment der Fassungslosigkeit entspricht die Unbegreiflichkeit Gottes – beides gründet in dessen Unverfügbarkeit. Sie schließt aus, Gott für die Legitimation innerweltlicher Verhältnisse zu instrumentalisieren.

Damit kommt auch das emanzipatorische Motiv einer Negativen Theologie in den Blick: Wenn Gott sich jeder Instrumentalisierung widersetzt, dann ist die Beziehung des Menschen zu einem Gott, der nicht als Mittel zum Erreichen eines Zweckes herhalten kann, ein von Verzweckungen freier Vollzug. Es entsteht eine Beziehung in Freiheit. ►

Hans-Joachim Höhn

geboren 1957, ist Professor für systematische Theologie am Institut für katholische Theologie der Universität Köln.

Eine solche Theologie hat die Bibel als Zeugnis von Gottes Offenbarung keineswegs gegen sich. Gerade die Bibel beschreibt die Offenbarung Gottes nicht so, dass an die Stelle seiner Verborgenheit nun seine »Unverborgenheit« tritt. Sie widerspricht der Vorstellung einer unvermittelten Gegenwart ebenso wie der Gleichsetzung seiner Verborgenheit mit seiner Abwesenheit oder Nichtexistenz.

Die Gotteserfahrung, die Mose im brennenden Dornbusch zuteil wird (Genesis 3, 1 ff.), ist für ihn etwas höchst Befremdliches. Das Feuer wirkt anziehend und bleibt doch abweisend. Man darf ihm nicht zu nahekommen wollen. Gottes Gegenwart ist hier zugleich geprägt vom Charakter der Unnahbarkeit. Die »Selbstvorstellung« Gottes – »ich werde da sein, als der ich da sein werde« – verweist auf das Unbekannte, das vor dem Menschen liegt. Gott ist jene Wirklichkeit, die der Mensch vor sich hat

verschweigen oder vorzuenthalten, was über die Zuwendung Gottes zum Menschen zu sagen ist. Aber ebenso darf auch nicht unterschlagen werden, dass es dem Menschen nicht erspart bleibt, in dieser Welt »vor Gott« Tage bestehen zu müssen, die er »ohne Gott« bewältigen muss. Anders kann der Mensch nicht »mit« Gott sein Leben führen.

Auch eine Negative Theologie kann von Gottes Gegenwart sprechen, aber anders als in der Behauptung unmittelbarer Gegenwart. Sie kennt nur die Präsenz des »Fernnahen« (Paul Konrad Kurz). Welche Bewandnis es mit dieser Präsenz hat, die Nähe und Distanz zugleich realisiert, lässt sich mit der Metapher des Horizontes (Otto Hermann Pesch) veranschaulichen:

Diesseits des Horizontes ist alles, was für uns real ist. Ob jenseits des Horizontes etwas ist, lässt sich nicht sagen. Um es zu überprüfen, müssten wir uns dahin bewegen, wo jetzt die Horizontlinie verläuft. Je weiter man nun geht, umso weiter weicht diese Linie zurück. Das »Jenseits« des Horizontes bleibt dabei der Bereich dessen, wo für uns nichts ist. Geht man

auf dieses »Jenseits« zu, verändert sich der Abstand nicht. Der Horizont ist unerreichbare Grenze, aber er konstituiert gerade dadurch einen Raum, in den der Mensch vordringen kann.

Als den Raum begrenzend ist der Horizont nie selbst im Raum. Der Horizont ist zwar nichts, was man unabhängig vom Menschen einfach vorfinden könnte. Aber er ist deswegen nicht etwas, das nur in der Einbildungskraft existiert – als etwas bloß Vorgestelltes. Ohne den Horizont kann der Mensch die Dinge außerhalb seines Kopfes gar nicht als real orten. Und ohne den Horizont kann sich der Mensch auch nicht in seiner Außenwelt zurechtfinden. Der Horizont gehört somit in einen Bereich, der weder ganz dem Menschen noch ganz seiner Außenwelt zuzuordnen ist. Zu beiden steht er in Beziehung – und zugleich transzendiert er sie. Er gehört unablösbar zur Räumlichkeit des menschlichen Daseins.

Die Metapher »Gott ist der Horizont des Daseins« will sagen: Gott ist jene Wirklichkeit, »diesseits« deren nur Endliches ist. Er selbst ist weder Endliches noch das Ganze des Endlichen. Gott ist jene Wirklichkeit, »jenseits« deren nichts ist. Gott selbst ist weder etwas noch nichts. ■

Lesetipp: Hans-Joachim Höhn: *Der fremde Gott. Glaube in postsäkularer Kultur.* Echter Verlag, 269 Seiten. 18 €, Best.-Nr. 8093

»Die Rede vom ›nahen‹ Gott halbiert das Zeugnis biblischer Gotteserfahrungen. Es darf nicht unterschlagen werden, dass der Mensch manche Tage ganz ›ohne Gott‹ bewältigen muss«

und die für ihn doch niemals zu haben ist. Der Mensch hat das »Nachsehen«, er kann Gott nur in den Rücken sehen, nie ins Angesicht.

Das ist auch die Pointe der Erzählung von der Begegnung des Propheten Elija am Berg Horeb (1. Könige 19). Gott geht an ihm vorüber – unaufdringlich, diskret. Er imponiert dem Menschen nicht durch Macht, sondern exponiert sich im Unscheinbaren – so sehr, dass man ihn beinahe überhört und übersieht.

Auch wenn Gott zum Greifen nahe ist, kann ihn der Mensch nicht festhalten. Dies ist die Lektion der Jakobsgeschichte (Gen. 32). In einem merkwürdigen nächtlichen Überfall wird er von Gott gepackt. Indem er mit ihm ringt, hat er Gott bei sich. Näher kann er Gott nicht mehr kommen. Es ist jedoch eine lähmende Umklammerung. Den Segen Gottes erhält Jakob erst, weil er bereit ist, ihn loszulassen.

Die eindimensionale Rede vom »nahen« Gott halbiert das Zeugnis biblischer Gotteserfahrungen. Sie verdoppelt die Nöte von Menschen, die vergeblich nach Spuren Gottes in ihrem Leben suchen. Kann jemals ihr Zweifel, ihr Aufschrei der Gottverlassenheit mit »frommen« Behauptungssätzen zum Schweigen gebracht werden? Es kommt im Christentum gewiss darauf an, nichts zu